

Nr. 230. Bromberg, den 4. Oktober 1936

# Odegaard.

Kriminal-Roman von Otto Hans Braun.

(11. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Nach diesen Worten setzte sich Wolter zu Scholz in den Wagen. Sie fuhren in Richtung Olsdorf davon.

Dort angekommen, begaben sie sich sofort zur Poststelle und setzten sich telephonisch mit dem Amtsgericht des Kreisstädtchens in Verbindung.

„Bitte, sagen Sie mir, wem das Grundstück im Walde zwischen Wendhausen und Olsdorf gehört, das noch unbebaut ist. Hier Kriminalkommissar Wolter aus Wien."

So einfach war die Beantwortung aber nicht, daß man ihm ohne Zögern die Auskunft hätte geben können. Der Gerichtsbeamte brauchte nähere Angaben, die Wolter wieder nicht machen konnte. Schließlich fand er sich aber doch zurecht und antwortete:

„Das Grundstück gehört keinem Ausländer, sondern einem gewissen Paul Kruschnik in Linz."

Der Kommissar gab sich mit dieser Antwort nicht zufrieden.

„Ich muß Sie bitten, noch einmal genau nachzusehen. Ich habe eben erst mit Herrn Referendar Schneehofer gesprochen, der mir sagte, das Grundstück gehöre einem Ausländer."

Eine Weile Schweigen im Apparat. Dann kam die knurrige Antwort: „Ich will noch einmal nachsehen." Für Wolter und Scholz dehnten sich die Minuten zu Stunden.

Plötzlich stieß Wolter einen leichten Pfiff aus und strahlte seinen Assistenten vergnügt an.

„Danke schön!" rief er in den Apparat und hängte an.

„Na, Scholz, was sagen Sie dazu?"

„Wozu denn, Herr Kommissar?"

„Der Eigentümer des Grundstücks ist — Lars Odegaard in Oslo, Akersgatan 23. Das hat sich gelohnt!"

„Na ja, Herr Kommissar, das hätten wir ja nun glücklich heraus. Aber ich sehe darin noch keinen Fortschritt für uns. Ja, wenn dort ein Haus stände! Aber wir haben uns doch selbst überzeugt, daß es nichts weiter als eine Parzelle ist."

„Trotzdem ist diese Entdeckung sehr wertvoll. Jetzt wissen wir, warum der Fallschirmabsprung hier erfolgte. Ich habe mir schon immer den Kopf zerbrochen, warum diese Stelle ausgewählt worden ist. Jetzt brauchen wir uns nicht mehr in dieser Gegend herumzudrücken. Wir fahren nach Wien und werden uns über diesen Herrn Odegaard aus Oslo Auskunft kommen lassen."

Am Nachmittag desselben Tages telephonierte Wolter mit der Polizei in Oslo. Seine Bitte um Nachricht wurde schnell erfüllt. Ein Lars Odegaard hatte in Oslo, Akersgatan 23 gewohnt, war jedoch verzogen, ohne Angabe, wohin.

Mit dieser Auskunft konnte Wolter nichts anfangen. Er wurde von dem Gedanken beherrscht, daß Odegaard in Oslo Bekannte habe, die in der Lage sein würden, über seinen gegenwärtigen Aufenthalt Mitteilung zu machen.

Kurz entschlossen reiste Wolter sofort im Flugzeug nach Oslo, um selbst die notwendigen Erkundigungen einzuziehen.

Auf dem Osloer Polizeipräsidium, wo er zunächst vorsprach, erbot man sich zu jedweder Hilfeleistung. Wolter bekam einen jungen Polizisten an die Seite, der mit den örtlichen Verhältnissen gut vertraut war und fließend deutsch sprach.

Dann wandten sie sich nach der Akersgatan 23, wo sich die pharmazeutische Großhandlung von Lars Odegaard befand. Der Inhaber war ein Herr Endre Witzoe, der von Odegaard vor etwa einem Jahre das Geschäft gekauft hatte. Wohin Odegaard gezogen, vermochte er nicht anzugeben. Wolter verwickelte ihn in eine längere Unterredung. Ihm lag vor allem daran, die Namen und Anschriften der Leute zu erfahren, die mit Odegaard in Beziehung gestanden hatten. Er erhielt wohl ein halbes Dutzend.

Nun begann bei diesen die Rundfrage. Leider stellte sich heraus, daß die Adressaten nur sehr wenig über den Befragten wußten. Seinen gegenwärtigen Wohnort kannten auch sie nicht, mit Ausnahme eines einzigen, der gehört haben wollte, Herr Odegaard sei zu seiner Tochter übergesiedelt nach Bergen. Wolter fuhr nach Bergen weiter.

Wirklich fand er in Bergen diesen Herrn Odegaard. Seine auf dem Nullpunkt angelangten Hoffnungen wurden geradezu zerschmettert, als er ihm in dessen Zimmer gegenüberstand. Dieser Herr war ein ganz anderer, als ihn die Birknersche Zeichnung zeigte: ein Mann von schätzungsweise fünfundsechzig Jahren, noch sehr rüstig, freundlich und zuvorkommend. Er bat daher in gutem Deutsch, näherzutreten, und fragte nach dem Grunde seines Besuches.

„Nach dem Grundbuch der Stadt Ohlenbeck haben Sie in der Gemarkung Wendhausen eine größere Waldparzelle."

Herr Odegaard sah den Kommissar verständnislos an. „Ich soll in Österreich eine Waldparzelle gekauft haben? Nie in meinem Leben habe ich dort auch nur einen Quadratzentimeter Boden besessen!"

Mithin war die Eintragung in dem Grundbuch falsch, denn an der Glaubwürdigkeit des alten Herrn war nicht zu zweifeln. Es fragte sich jetzt nur, von wem diese falsche Eintragung veranlaßt worden war und warum der Betreffende gerade den Namen dieses Ausländers gewählt hatte, wenn man annahm, daß es nicht durch Kruschnik selbst erfolgt war, ohne dessen Zustimmung die Eigentumsübertragung nicht getätigt werden konnte.

„Ich habe keinen Grund, auch nur den leisesten Zweifel in Ihre Angaben zu setzen. Ich vertraue Ihnen durchaus und deshalb möchte ich Sie bitten, mir zu sagen, wie Sie über diese mysteriöse Geschichte denken. Nach dem Grundbuch sollen Sie dieses Grundstück von einem gewissen Paul Kruschnik übernommen haben. Kennen Sie ihn?"

„Ich habe mit einem Paul Kruschnik in Linz, wo er eine chemische Fabrik hatte, in geschäftlicher Verbindung gestanden. Ich vertrieb seine Erzeugnisse wie die verschiedener anderer Firmen in Norwegen. Die Firma Kruschnik besteht meines Wissens nicht mehr, sie ist in Konkurs gegangen. Wie diese Grundbucheintragung zustandegekommen ist, weiß ich natürlich auch nicht" — der alte Herr strich sich seinen weißen Bart und setzte eine bedeutungsvolle Miene auf — „aber eine Erklärung hätte ich schon. Ich könnte mir zum Beispiel denken, daß Herr Kruschnik das Grundstück durch diese Eintragung dem Zugriff seiner Gläubiger entziehen wollte."

Den gleichen Gedanken hatte Wolter. Er nickte lächelnd zu dieser Vermutung.

„Was ist eigentlich dieser Herr Kruschnik für ein Mensch?"

„Ich habe ihn nicht persönlich kennengelernt. Anläßlich einer Geschäftsreise durch Österreich habe ich zwar bei ihm mit vorgesprochen, aber ihn nicht angetroffen. An diese Reise erinnere ich mich deshalb so genau, weil sie für mich mit einer großen Unannehmlichkeit verbunden war. Ich hatte meinen Paß verloren und beträchtliche Scherereien, um wieder über die Grenze zu kommen."

Die Erwähnung des verlorenen Passes ließ Wolter aufhorchen. Ein Hoffnungsschimmer schien sich ihm zeigen zu wollen. Da wurde ihm auch schon eine entsetzliche Enttäuschung, als er Herrn Odegaard bat, ihm die Anschrift des Herrn Kruschnik mitzuteilen.

„Herr Kruschnik hat sich vor etwa einem halben Jahr wegen völliger finanzieller Zerrüttung und wohl auch aus gesundheitlichen Gründen das Leben genommen. Wenn es Sie interessiert, suche ich Ihnen seine Todesanzeige heraus, die ich damals erhielt. Ich hoffe wenigstens, daß ich sie noch habe."

„Bitte, bemühen Sie sich nicht, Herr Odegaard, mir genügt Ihre Aussage. Haben Sie übrigens Ihren verlorenen Paß wiederbekommen?"

„I Gott bewahre!"

„Trotz genauer Rückfrage bei allen, die Sie auf Ihrer Reise besucht haben?"

„Ich habe keinen ausgelassen, selbst die Leute nicht, bei denen ich kaum fünf Minuten gewesen bin."

„Sie hatten sehr viele und gute Beziehungen in Österreich?"

„Das darf ich wohl sagen. Ich vertrat die größten chemischen Fabriken."

Herr Odegaard zählte eine Reihe von Firmen auf, deren Namen für Wolter ohne Bedeutung waren. Doch dann erfolgte die Nennung der Berghold A.-G. in Wien, auf die er schon mit Spannung gewartet hatte.

Weitere Fragen hatte er an den Hausherrn nicht, und so verabschiedete er sich mit Dank für die erhaltenen Auskünfte und kehrte nach Wien zurück.

12.

Charly drängt es ungestüm, Odegaard aufzufinden. Seine Einsicht sagte ihm jedoch, daß nichts verkehrter sein könne, als blindwütig umherzujagen und sich einzubilden, er müsse ihn irgendwo entdecken. Wenn es trotz größter polizeilicher Umsicht nicht gelang, all und jeden Verbrecher dingfest zu machen, wie sollte es ihm da möglich sein, diesen gerissenen Odegaard selbst bei noch so systematischem Vorgehen auszukundschaften. Anders verhielt sich die Sache mit dem Auto, wenn es auch ein Serienwagen war und sein Äußeres sich nicht von dem anderer sonderlich abhob.

Schwierig wurde der Fall allerdings dann, wenn Odegaard sich eines fremden Autos bedient hatte. Es war ja nichts Ungebräuchliches, daß Verbrecher einen unbewachten Wagen für ihr Vorhaben benutzten und diesen dann irgendwo stehenließen. Um sich darüber Gewißheit zu verschaffen, machte sich Charly daran, erst einmal alle diejenigen Wagen zu besichtigen, die in der fraglichen Zeit „abhanden" gewesen waren. Das war keine leichte Aufgabe, und er stieß verschiedentlich bei den Besitzern auf Schwierigkeiten, auch wenn er sich noch so freundlich gab. Die Leute waren übermißtrauisch geworden.

Das Ergebnis war schließlich, daß sich unter all den Autos keins befand, das auch nur eine geringe Ähnlichkeit mit dem von ihm gesuchten hatte, geschweige denn jene Kratzspuren an der Nabe des rechten Hinterrades aufwies, auf welches Merkmal er es abgesehen hatte. Damit glaubte er sicher sein zu können, daß Odegaard, wenn auch nicht einen eigenen, durch dessen Eintragung er sich ja verraten haben würde, so doch den Wagen eines guten Freundes benutzt haben mußte.

Unendlich viele Wege standen ihm zu diesem Ziel offen, er hielt aber nur einen einzigen für gangbar, nämlich den, sich die beim Kraftverkehrsamt angemeldeten zweisitzigen Kabriolette der Steyerwerke in dunkelblauer Farbe näher anzusehen.

Er jagte aber nicht nur von einer Garage zur anderen, sondern hielt unterwegs fleißig Umschau, besonders wenn er an einer der öffentlichen Parkplätze der Innenstadt vorbei am, weil er sich sagte, daß hier eine Begegnung im Bereich der Möglichkeit lag. Es war gegen elf Uhr vormittags, als Charly, von vergeblichen Nachfragen kommend, auf dem Parkplatz vor dem Opernhaus mehrere Wagen bemerkte, die er einer näheren Besichtigung für wert erachtete. Er umschlich sie. Das Resultat schien wieder nur das übliche zu sein. Er wollte seinen Weg fortsetzen, zumal ihn ein junger Mann, der offenbar einen der Wagen bewachte, argwöhnisch musterte. Als er einen abschiednehmenden Blick auf das rechte Hinterrad des bewachten Wagens warf, stutzte er, trat näher und verspürte gleich darauf ziemliche Erregung. Genau die gleichen Kratzer! Dies mußte der Wagen sein, den er suchte!

Er notierte sich unauffällig die Nummer und wollte seine umfangreiche Liste durchsehen, da fiel ihm ein, daß es vernünftiger sei, diesem Wagen bis zur Garage zu folgen, denn er hatte ja keinerlei Gewähr, daß die Nummer stimmte. Jedenfalls war es nicht die Nummer des Wagens, den Odegaard benutzte. Suchend sah er sich nach einer Taxe um. Da kam schon eine.

„Hören Sie zu, Chauffeur! Sie sehen doch da drüben das kleine blaue Steyerkabriolett, vor dem der junge Mann steht. Sobald sich dieser Wagen in Bewegung setzt, folgen Sie ihm unauffällig, aber ziemlich dicht. Sie dürfen ihn unter keinen Umständen aus den Augen verlieren, wohin auch die Fahrt geht. Sie bekommen ein gutes Trinkgeld, wenn Sie den Auftrag zur Zufriedenheit ausführen."

„Ist gemacht, Herr, steigen Sie ein!"

Charly setzte sich in den Wagen. Kaum hatte er die Tür hinter sich zugeschlagen, da ruckte der Chauffeur auch schon an und folgte dem Kabriolett, das sich eben in Bewegung gesetzt hatte.

Vornübergebeugt, keine Sekunde den verfolgten Wagen außer acht lassend, hockte Charly in gespanntester Aufmerksamkeit auf seinem Sitz. Die Fahrt ging nach der Kärntnerstraße, diese entlang bis fast zum Graben. Hier steuerte das Kabriolett hart an den Gehsteig und Charlys Chauffeur ebenfalls.

Eilig verließ Charly den Wagen, um die Insassen des Kabrioletts kennenzulernen, was ihm von seinem Sitz aus nicht gelungen war. Er nickte dem Chauffeur zu und sagte leise: „Warten!"

Wie ein Mensch, der mit sich und seiner Zeit nichts anzufangen weiß, schlenderte er, gleichgültig tuend, auf den Wagen zu, dessen Tür noch immer geschlossen war. Er warf absichtlich keinen Blick hinein, um nicht aufzufallen. Wie er so dastand, vernahm er eine Frauen- und eine Männerstimme, die ziemlich lebhaft zu beraten schienen.

Jetzt wurde die Tür aufgestoßen. Ein älterer, graubärtiger Herr stieg aus. Eine junge Dame folgte, die sich nach dem Betreten der Straße an Charly wandte, der, am Kühler stehend, müßiggängerisch um sich blickte.

„Ach, junger Mann", sagte sie, „dürfte ich Sie wohl um eine Gefälligkeit bitten? Ich habe den Sicherungsschlüssel zu Hause liegen lassen, würden Sie wohl die Freundlichkeit haben, wenige Minuten auf mein Auto aufzupassen?"

„Sehr gern, gnädiges Fräulein. Ich habe Zeit genug dazu. Sie brauchen sich nicht zu beeilen."

„Schönen Dank einstweilen. Und nicht wahr, Sie überlassen den Wagen nur mir."

„Sie dürfen sich ganz auf mich verlassen, gnädiges Fräulein."

(Fortsetzung folgt.)

# Das Garbenopfer!

Von Helmuth Witrzens.

Vor der Scheune des Boashofes spannt der Bauer Hans die ausgeruhten Pferde vor den leeren Wagen, auf den sich einige Kinder gesetzt haben, welche die strampelnden Beine durch die Leitersprossen stecken. Als er die Zügel ergreift und den Pferden gerade das antreibende „Hü!" zurufen will, stehen zwei verwahrloste Gesellen vor ihm: „Bauer, hast du nix zum Essen?" — „Jetzt ist nicht Essenszeit, und alle sind auf dem Feld. Helft uns schneiden, wir können jeden Arm brauchen, dann gibt's zum Abend ein feines Mahl und Übernachten!" schlägt er den beiden freundlich vor, die mit unruhigen Augen im Hofe herumschauen. Das Angebot des Bauern nehmen sie mit herausforderndem Grinsen auf, und der eine Zigeuner meint frech: „Aufs Arbeiten haben wir keinen Appetit. In der Küche wird sich für uns wohl was finden!" Darauf wird der Bauer hart. „Wer nicht arbeiten will, hat aufs Essen kein Recht. Mir wachsen die Kartoffeln auch nicht von allein auf den Tisch!" Zornig wartet er darauf, daß die beiden Vagabunden den Hof verlassen. Die treten jedoch drohend näher: „Verdammter Mistbauer, willst uns nix zum Futtern geben? Dann werden wir's eben selber nehmen!" und sie machen Miene, das verlassene Haus zu betreten. „Zurück!" schreit ihnen Hans entgegen und hebt die Peitsche: „Raus aus dem Hof!" Solche Halunken haben hier nix zu suchen!" Wütend weist er auf das offene Hoftor, bereit, jeden Augenblick zuzuschlagen, wenn die beiden ihn angreifen sollten. Doch die erschrecken vor dem ehrlichen Zorn und weichen ihm feige aus. Auf der Straße heben sie drohend die Fäuste: „Wirst noch an uns denken, Mistbauer!"

Als der Wagen aufs Feld kommt und holpernd über die horstigen Stoppeln fährt, ist beinahe das ganze Korn geschnitten. Eine einzige Sense schlägt noch in die letzten Halme, kleiner und kleiner wird die goldgelbe Fläche. Der Bauer springt vom Wagen und eilt auf den Mäher zu: „Halt, laß das stehen, das bleibt als Garbenopfer!" Die Knechte und Mägde, welche die Garben binden und aufladen, sehen erstaunt auf und die alte Jule fragt neugierig: „Soviel, Bauer?" — „Ja, soviel!" erklärt Hans, „heuer ist ein gutes Jahr, und da will ich auch die alten Bräuch' nicht vergessen." Dabei umgeht er mit wenigen Schritten die geretteten Halme, um sein verlegenes Gesicht nicht zu zeigen, und wendet sich dann an Jule. „Du kennst ja noch den Kornspruch. Sag' ihn auf!" Alle unterbrechen die Arbeit und kommen näher, einige Mädchen lösen eine bunte Schleife aus ihrem Haar und binden sie an die aufrechten Halme. Während der Abendwind in das geschmückte Korn fährt, spricht Jule mit einer ernsten, den anderen ganz fremd erscheinenden Stimme:

„Roggenfrau, das nimm als Dank!
Das Jahr war gut, der Sommer lang,
Viel Korn ist im Hause geborgen.
Der Segen auf dem Acker bleib'!
Behüt' den Mann, beschütz' das Weib
Vor Krankheit, Brand und Sorgen!"

Den meisten ist es feierlich zumute, und sie schweigen für eine kurze Zeit, Dann wenden sie sich wieder der Arbeit zu, laden die mächtigen Garben auf, treiben mit lauten Rufen die Zugtiere an und schwingen sich auf die hochbeladene Fuhre. Beim Aufsteigen der Dunkelheit hat der letzte Wagen das abgeerntete Feld verlassen. Jule, die alles weiß, geht mit den Schnitterinnen ins Dorf zurück und, auf ein kleines Haus weisend, meint sie lächelnd: „Dort sitzt die Roggenfrau! Für die Ruth hat der Bauer das Korn übrig gelassen."

Am Ende des Dorfes steht die alte Kate der Witwe Naeming wie am Ufer des bunt gefleckten Meeres der Landschaft. Gleich einer erstarrten, gischtigen Brandung schlagen prunkende, blühende Blumen zum niedrigen, altersschwachen Strohdach empor. Vielfarbige, zerzauste Dahlien, steife Sonnenblumen, rotglühende Nelken, gelbleuchtende Georginen hüllen die ärmliche Hütte in einen bunten Mantel, der aber doch zu kurz ist, um die Blöße des Elends völlig zu verdecken.

Bei einbrechender Dunkelheit, in die der langsam wandernde Mond ein gütiges Licht sendet, verläßt Ruth, die einzige Tochter der Witwe, das Haus

Sommerliche Nacht! Das volle Gesicht des Mondes scheint zufrieden zu lächeln, der laue Wind trägt den Duft des erntereifen Landes mit sich, die flimmernden Sterne nähern sich dem Suchenden, und manchmal zischt einer im glühenden Bogen durch das traumbringende Mondlicht, irgendwo auf der schlafenden Erde aufschlagend.

Ruth sieht den fallenden Stern, der auf dem Boasfeld verloschen ist. Soll das nicht Glück bringen? Glück! Nachdenklich kommt sie auf den stoppeligen Acker. Während sie nach verlorenen Ähren zu suchen beginnt, fällt ihr das ganze Elend der Mutter ein. Wahrhaftig, Glück hätten sie nötig! Wenn es dieser Stern nur bringen wollte! Auf die Mildtätigkeit des Dorfes angewiesen, ist die Witwe Naeming mit ihrer Tochter zu einem Leben gezwungen, das hart am Hunger vorbeiführte. Zur Erntezeit darf das Mädchen die Ähren lesen, die auf dem Felde zurückbleiben, und was sie da sammelt, bringt doch für einige Monate Brot.

Erfreut richtet sie sich auf und betrachtet das kleine Geviert, auf dem die Halme noch stehen. An den Bändern erkennt sie das Garbenopfer. Doch für ein solches war reichlich viel ungeschnitten gelassen, und es würde leicht ein Scheffel Korn ergeben, wie sie nachdenklich überlegt. Vielleicht ist es mit Absicht so?

Sie nimmt die Sichel, die sie während des Sammelns unter dem linken Arm trug, und will zu schneiden anfangen, als ein plötzliches Geräusch sie aufhorchen läßt. Voller Schrecken erstarrt sie in angstvoller Unbeweglichkeit. Niemand ist zu sehen, aber sie unterscheidet deutlich die Stimmen zweier Männer, die in ihrer Nähe liegen müssen, verborgen durch die hohen, dicht stehenden Halme.

„Der glaubt, weil er einen Storch auf dem Dach hat, daß deswegen die Scheune net brennen kann. Und gerade zum Trotz. Geschieht dem Mistbauer ganz recht!" Ein anderer brummt unverständlich dazwischen, dann hört Ruth wieder die rauhe, haßvolle Stimme: „In einer Stunde schläft das ganze Dorf. Dann zünd' ich ihm das Korn an!"

Nur beim Boas nistet ein Storch auf dem Dach, fällt ihr zuerst ein. Das Herz pocht erregt, und die Angst, von den beiden entdeckt zu werden, macht ihr die Füße schwer. Irgend etwas muß sie tun! Sie kann doch nicht zulassen, daß die den Hof anzünden! Schnell ins Dorf laufen, „Feuer" rufen, warnen! Wenn die Unmenschen sie bloß nicht hören! Alle möglichen Überlegungen wirbeln ihr im Kopf herum. Nun hört sie wieder diese gemeine Stimme: „Wie das brennen wird, ich freu' mich schon jetzt drauf!" Da weicht ihre Lähmung, vorsichtig setzte sie den einen Fuß nach rückwärts, dann zieht sie den anderen nach. Langsam, unhörbar entfernt sie sich von den aufrechten, sie verbergenden Halmen. Die Hand mit der Sichel preßt sie gegen das klopfende Herz, und eine wahnsinnige Angst sitzt ihr wie ein Untier im Nacken. Schritt für Schritt schleicht sie vom Garbenopfer weg . . .

Nach dem Abendessen erinnert sich der Bauer, daß Ruth jetzt auf dem Acker sein könnte. Er freut sich, daß ihm am Nachmittag eingefallen ist, ihr soviel stehen zu lassen. Gerade fällt ein leuchtender Stern von funkelndem Himmel. „Einen Wunsch", denkt er, „meiner heißt Ruth!"

Als er das Dorf hinter sich hat und auf den Acker kommt, überflutet das volle, weiße Mondlicht das Land. Nächtliches Leben kleiner Tiere zirpt und flattert um ihn. Spinnwebenhaft schleiert sich der dünne Mondschein um die Bäume. Erdbitterer Geruch steigt auf, die trockenen Schollen zerbröseln unter seinem Tritt.

Von ferne sieht er eine Gestalt auf sich zulaufen, und als er Ruth erkennt, eilt er ihr entgegen. Sie atmet heftig; als sie ihn erreicht, lehnt sie sich müde gegen ihn. „Hans, deinen Hof wollen's anzünden, zwei Halunken haben's abgesprochen, ich hab es eben gehört!" Stoßweise bringt sie ihre Warnung vor. Ihr Gesicht ist blaß, die Augen sind weitgeöffnet, und die blonden Haare hängen wirr in die Stirn. Als sie vor ihm steht, ist ihm auf einmal ganz klar, wie gern er sie hat. Er will sie an sich ziehen, doch stemmt sie sich gegen ihn: „Deinen Hof wollen's anzünden! Lauf, Hans!"

Den Hof! Jetzt erinnert er sich der beiden Vagabunden vom Nachmittag. Also diese arbeitsscheuen Kerle. Und Ruth bringt ihm die Warnung. Der Kornsegen der Jule fällt ihm ein: „Behüt den Mann, beschütz das Weib **vor**

Krankheit, Brand und Sorgen!" Hans faßt sie bei der Hand: „Komm, Ruth, lauf mit mir!" Beide rennen über das stopplige Feld, einmal bleibt Hans stehen, reißt das Mädchen an sich . . .

Am nächsten Morgen geht der Bauer vom Boashof im Feiertagsanzug zur niedrigen Kate der Witwe Naeming. Ohne anzuklopfen tritt er ein, und für eine Zeit ist von ihm nichts zu sehen. Doch bald öffnet sich das Fenster und eine schmale Mädchenhand holt von einem Blumenstock eine rotglühende Nelke.

---

# Der Bauer hat Humor!

**Von Heinz Heil = Düsseldorf.**

Das Leben des Bauern ist gewiß hart, auch heutzutage noch. Ein Bauernspruch im Hause eines Erbhofbauern im Nassauischen umreißt das Leben des Bauern so:

Wir Bauern schaffen mit schwerer Hand,
Wir halten Sturm und Wetter stand.
Wir seh'n, wie der Hagel die Halme fällt,
Der Acker wird schweigend neu bestellt.
Wir schauen nicht weit nach Ost und West,
Wir hängen am Heim, wir hängen am Nest.
Der Hütte Zauber, des Ackers Schweigen
Sie sprechen zu dem nur, dem beide eigen.

In all seiner Not, die den Bauern durch Jahrhunderte bedrückte, hat er eine bewundernswerte Kraft und Zähigkeit bewahrt. Es ist bezeichnend, daß in bäuerlichen Sprüchen das Wort „Verzweiflung" überhaupt nicht vorkommt! Der Bauer hat vielmehr seelenstark die Schicksalsschläge, wie sie kamen, genommen und getragen; wenn es ihm einmal zu toll wurde, dann wußte er aber auch mit eiserner Hand dreinzuschlagen. Mit dem Leben hat er sich oft, einem Philosophen gleich, auseinandergesetzt, nicht schöngeistig oder geistreich, sondern mit derben, kräftigen Worten, die ins Schwarze treffen. Dabei hat er es aber auch verstanden, die Dinge mit Humor zu sehen und zu beleuchten. „Wer sich nicht selbst zum besten haben kann, gehört gewiß nicht zu den Besten!"

Der Bauer hat überhaupt eine gute Menschenkenntnis, und er weiß sehr wohl, menschliche Schwächen zu schildern. So sagt er z. B. von einem schneidigen Kerl: er geht los wie ein Bock auf die Haferkiste. Vom vorsichtigen Leisetreter heißt es: Er hat Heu an den Füßen. Der allzu bedächtig Handelnde „geht drum herum" wie ein Böttcher um die Tonne. Vom Arbeitsscheuen sagt er: „Er will schon arbeiten aber er kann seinen eigenen Schweiß nicht riechen. Der rücksichtslose Geschäftemacher hat bei ihm ein Gewissen, daß man mit einer Fuhre Heu darin umwenden kann.

In humorvolle Bilder weiß der Bauer seine reiche Lebenserfahrung zu kleiden! Jedermanns Freund ist jedermanns Geck, damit weiß er treffend die Leute zu bezeichnen, die jedem nach dem Munde reden. Er weiß, wie hart das Leben ist, daß man selbst laufen muß, wenn man andere jagen will, daß man früh säen muß, um früh zu mähen; auch bei ihm ist der erste Schlag einen Taler wert. Mit bitterer Ironie stellt er aber auch fest, daß nicht immer das Pferd den Hafer bekommt, das ihn verdient hat, und daß der eine die Betten macht, sich aber ein anderer oft darin mausig macht. Die struppigsten Fohlen werden die besten Pferde, erinnert an Goethes Wort, von dem Most, der sich noch so absurd gebiert und doch noch ein guter Wein wird. Verschieden muß man den Menschen behandeln: mit Schmeicheln und Streicheln kann man den stärksten Bullen auf die Knie zwingen, und das weiß er auch, daß man einen Esel wohl zwingen kann, ins Wasser zu gehen, aber nicht, daß er davon säuft. Im Leben soll man wissen, daß man beim Necken eines Hundes damit rechnen muß, gebissen zu werden, und daß man, wenn man sich an einem Esel reibt, Haare von ihm abbekommt. Immer ist es gut, die Augen im Leben offen zu halten, sonst „muß man den Beutel auftun". Mit Vorsicht sind die zu genießen, die von hinten ins Haus kommen: wer von hinten ins Haus kommt, der hat kein Geld, höchstens so viel, wie der Frosch Haare! Des Lebens Gang ist hart: so lange muß man kriechen, bis man gehen lernt, aber noch lange nicht wird, wer nur zum Esel geboren ist, ein Pferd, und der, der seine Dienste anbietet, bekommt kleinen Lohn, und immer bleibt des Herrn Befehl des Knechtes Gang. Auch der von Hause aus Beschränkte wird in der großen Welt nicht gescheiter: Schicke das Kalb nach Paris, kommt es wieder zurück macht es doch Muuh! Der wahre Bauer sagt viel lieber: eine alte Karre auf dem Land ist mir lieber als das schönste Schiff zur See, womit er seinem Bodenständigkeitsgefühl Ausdruck verleiht.

Daß ein wackerer Landmann auch das Recht darauf hat, seinen Durst zu stillen, ist selbstverständlich. Der Bauer trinkt aber durchweg mit Maß und Ziel, er weiß: Bleibt das Bier in der Kann', bleibt die Weisheit beim Mann. Wer das letzte aus dem Bierkrug nimmt, dem fällt der Deckel auf die Nase. Sollte die Bäuerin mal räsonieren, dann weiß der Bauer schelmisch zu sagen: alle reden von meinem Trinken, aber keiner von meinem großen Durst. Vielleicht schickt er dann den Knecht einen Schoppen holen, denn Trost liegt auch im Prost!

Auch wenn ihn ein Mißgeschick trifft, weiß er sich damit humorig abzufinden: diese Not habe ich mir selber zuzuschreiben, sagte der Ochse, da fuhr er seinen eigenen Mist aufs Feld, — womit der Bauer sich selbst meint, wenn er an seinem eigenen Unglück schuld war. Vom Himmel hoch, da komm' ich her, sagte Jochen, als er bei einem Sturz vom Heuboden noch glimpflich davonkam, oder: des Guten ist das doch zu viel, sagte der Bauerhannes, als ihm eine Fuhre Mist auf den Leib fiel. Ist der Kindersegen allzu reich, weiß er sich zu fassen: Gibt Gott Jungens, gibt er auch Buxen nachher!

Reichlich ist auch bei ihm der Stoff zum Thema: Frauen, Liebe und Ehe. Er findet es klug, sich sein Eheweib nicht aus der Ferne zu holen, denn er sagt: wer freit Nachbars Kind, weiß, was er find't. Immerhin muß man klug sein bei der Wahl der Gefährtin: mit Pferden, die aus der Schwemme, und Frauen die aus der Kirche kommen, kann man leicht betrogen werden; Linnen und Frauensleut' soll man nicht bei künstlichem Licht kaufen. Auch bei ihm sind die „Geschmäcker" verschieden: der eine will die Tochter, der andere die Mutter. Über eine verschwenderische Frau weiß der Bauer zu sagen, sie könne mehr mit der Schürze aus dem Hause tragen, als der Mann im Erntewagen hereinfährt. Daß man auf junge Mädchen aufpassen muß, hat schon Mozart empfohlen (einsperren ist ja gerade nicht nötig!); der Bauer drückt das ähnlich aus, wenn er sagt: gute Mädchen und gute Gänse kommen beizeiten nach Hause.



# Bunte Chronik



**Eine seltsame Ehrung für Oberst Lawrence.**

Das Grab des englischen Obersten Lawrence, des „ungekrönten Königs von Arabien", erhielt dieser Tage einen merkwürdigen Besuch. Ein großer schwarzer Kraftwagen hielt vor dem Friedhofstor des kleinen Dorfes Moreton in der Grafschaft Dorset. Ihm entstiegen drei Männer, die den Friedhofswärter nach dem Grabe Lawrences fragten und sich dann zu dem stillen Hügel begaben, der nur mit einem schlichten Holzkreuz geschmückt ist. Hier öffneten die drei Fremden eine Kiste aus Zedernholz und streuten Erdschollen über das Grab des Obersten, die sie aus Damaskus mitgebracht hatten. Es war dies eine besondere Ehrung für das Andenken des großen Engländers, der vor Jahren von Damaskus aus die arabischen Truppen in den Kampf führte.

**Landzuwachs für das Britische Reich.**

Das englische Weltreich hat Landzuwachs erhalten. Vier Sportsegler, die von Sydney aus mit einer Jacht in See gingen, fanden im südlichen Teil des Stillen Ozeans 500 Meilen nordöstlich von Sydney ein winziges kleines Koralleninselchen, das sich noch nicht zehn Fuß hoch über den Meeresspiegel erhebt und das auf keiner Seekarte verzeichnet ist. Sie hißten daraufhin auf dem Eiland die britische Flagge und ergriffen feierlich für Se. Majestät König Eduard VIII. Besitz von ihm. Wenn die Englische Regierung diese Annexion anerkennt, wird König Eduard im nächsten Jahre bei seiner Krönung mit Recht als „Mehrer des Reiches" gefeiert werden können.

---

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., bei in Bromberg